

HEYNE <

DAS BUCH

Es ist vier Tage vor Weihnachten, und ein schwerer Schneesturm braut sich über dem Bighorn-Gebirge zusammen. Joe Pickett ist auf Patrouille, als Schüsse auf eine Elchherde abgefeuert werden. Der Jäger hat bereits sieben Elche getötet, als Joe ihn findet und zu seinem Entsetzen feststellt, dass es sich um den pedantischen Regierungsbeamten Lamar Gardiner handelt, der in der Gegend alles andere als beliebt ist. Er scheint völlig den Verstand verloren zu haben, kann sich nicht einmal erinnern, die Schüsse selbst abgefeuert zu haben. Da eine Verhaftung Gardiner Job und Ruf kosten würde, nutzt er die erste Gelegenheit zur Flucht. Joe nimmt die Verfolgung auf – und findet Lamar von zwei Pfeilen durchbohrt an einen Baum genagelt, mit durchgeschnittener Kehle.

Schnell scheint der Täter gefunden: ein eigenbrötlerischer Falkner, der dafür bekannt ist, mit Pfeil und Bogen auf die Jagd zu gehen. Doch Joe ist nicht von seiner Schuld überzeugt ...

DER AUTOR

C.J. Box lebt in Cheyenne im amerikanischen Bundesstaat Wyoming. Er arbeitete als Rancher, Jagdaufseher und Journalist. Heute koordiniert er Tourismus-Programme in den Rocky Mountains. Für seine Joe-Pickett-Romane gewann C.J. Box bereits den Anthony Award, den französischen Prix Calibre 38, den Macavity Award, den Gumshoe Award, den Barry Award, und wurde darüber hinaus für den Edgar Award und den L.A. Times Book Prize nominiert.

Mehr Infos zum Autor unter www.cjbox.net

LIEFERBARE TITEL

Stumme Zeugen – Mörderischer Abschied

Aus der Joe-Pickett-Reihe: *Todeszone – Jagdopfer – Wilde Flucht*

C. J. Box
Blutschnee

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Andreas Heckmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe WINTERKILL erschien 2003 bei G.P.
Putnam's Sons, a member of Penguin Group (USA) Inc.

Vollständige deutsche Erstausgabe 06/2011
Copyright © 2003 by C.J. Box
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Tamara Rapp
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München unter Verwendung
eines Fotos von © Willie Holdman / Photolibrary / Getty Images
Satz: Buch Werkstatt GmbH, Bad Aibling

eISBN: 978-3-641-06776-2

www.heyne.de

*Für Morris und Joanna Meese –
und für Laurie in Treue*

Erster Teil:

**Dringende
Schneesturmwarnung**

1

Ein Sturm näherte sich den Bighorn Mountains.

Es war Ende Dezember, vier Tage vor Weihnachten – die letzte Woche der Jagdsaison für Wapitis. Joe Pickett, Jagdaufseher in Wyoming, hatte seinen allradgetriebenen grünen Pick-up am Waldrand der südlichen Wolf Range geparkt. Er patrouillierte eine riesige bewaldete Senke und befand sich an deren östlichem Rand. Das Meer aus dunklen Nadelbäumen wurde nur gelegentlich von alten Schneisen und Bergwiesen unterbrochen und war von fingerknöchelartigen Granitrücken durchzogen. Hinter dem westlichen Rand der Senke lag der Battle Mountain, den der Crazy Woman Creek – ein Bach, der in den Twelve Sleep River mündete – von der Wolf Range trennte.

Es war zwei Stunden vor Einbruch der Dunkelheit, doch der Himmel war bleiern und finster, und es sah stark nach Schnee aus. Da eine Wolkenwand die Sonne verdeckt hatte, war die Temperatur im Laufe des Nachmittags gesunken. Nun war es zwei Grad unter null, und der feuchte Wind pfiff eisig über die Landschaft. Für den Abend und den folgenden Tag war die erste dringende Wintersturmwarnung für Nordwyoming und Südmontana ausgegeben worden, und dahinter bildete sich in Kanada schon eine neue Sturmfront. Die Wolken rückten in fester Formation heran und wirkten schwer und bedrohlich.

Joe kam sich vor wie ein Soldat auf einem entlegenen Außenposten, der dem Rumpeln und Klirren lauscht, mit dem feindliche Artillerie in Stellung gebracht und Geschütze geladen werden, ehe das Sperrfeuer beginnt.

Den Großteil des Nachmittags über hatte er eine Herde von zwanzig Wapitis beobachtet, die vorsichtig zum Äsen aus dem schwarzen Wald auf eine windige Wiese getreten waren, und zwischendurch immer wieder die Wolken studiert.

Auf dem Beifahrersitz lag ein Bündel Papiere, das seine Frau Marybeth für ihn zusammengesucht hatte: Unterlagen, die seine Töchter aus der Schule mitgebracht hatten. Nun, da alle drei Mädchen zur Schule gingen – die elfjährige Sheridan besuchte die fünfte Klasse, die sechsjährige Lucy den Kindergarten und die neunjährige Pflgetochter April die dritte Klasse –, schien das kleine Haus, das der Staat Wyoming Joe als Dienstwohnung zur Verfügung stellte, in Papieren zu ertrinken. Beim Durchblättern des Stapels musste Joe immer wieder grinsen. Für ihre Cartoons erntete Lucy dauernd Smileys von der Lehrerin. April kam mit dem Einmaleins nicht allzu gut klar – vor allem die Fünf, die Acht und die Drei bereiteten ihr Schwierigkeiten. Doch die Lehrerin hatte ihnen erst kürzlich geschrieben und Aprils Fortschritte sehr gelobt.

Sheridan hatte beschreiben sollen, womit ihr Vater sein Geld verdiente.

Mein Vater, der Jagdaufseher

Von Sheridan Pickett, 5. Klasse

Klassenlehrerin: Mrs. Barron

Mein Vater ist Jagdaufseher für alle Berge ringsum. In der Jagdsaison arbeitet er schwer, kehrt spät am Abend zurück und verlässt das Haus früh am Morgen. Er sorgt dafür, dass die Jäger verantwortlich handeln und sich an die Gesetze halten. Das kann gefährlich sein, doch mein Vater macht seine Arbeit sehr gut. Seit dreieinhalb Jahren leben wir nun in Saddlestring, und seitdem macht er diese Arbeit. Manch-

mal rettet er Tiere aus Gefahr. Meine Mutter ist Hausfrau, arbeitet aber stundenweise in einem Stall und in der Bücherei ...

Joe wusste, dass er nicht allein in den Bergen war, denn er hatte weiter unten in der Senke einen neuen Pick-up in Bronzemetall entdeckt, sein ans Seitenfenster montiertes Spektiv auf den Wagen gerichtet und einen kurzen Blick durchs Heckfenster werfen können. Der Fahrer war allein unterwegs und hatte ein Gewehr mit Zielfernrohr dabei; sein Nummernschild zeigte einen Rodeo reitenden Cowboy – also kam der Wagen aus Wyoming; und die leere Ladefläche deutete darauf hin, dass der Jäger sein Wapiti noch nicht erwischt hatte. Joe hatte vergeblich versucht, das Nummernschild zu erkennen, ehe der Pick-up zwischen den Bäumen verschwand, und hatte stattdessen das Äußere des Wagens im Notizblock auf der Mittelkonsole vermerkt. Es war das einzige Fahrzeug, das er den ganzen Tag über in dieser Gegend gesehen hatte.

Fünfundzwanzig Minuten später schob sich das letzte Wapiti witternd auf die Lichtung und gesellte sich zur äsenden Herde. Die Tiere schienen den heraufziehenden Sturm zu spüren und das letzte Tageslicht nutzen zu wollen, um sich noch einmal satt zu fressen, ehe das Gras unter einer Schneedecke begraben wurde. Joe überlegte, dass dem einsamen Jäger im Pick-up viele Ziele zur Auswahl standen, falls er die Wiese von seinem Standort aus im Blick hatte. Es wäre interessant, wie sich die Situation entwickelte – wenn sie es denn tat. Gut möglich nämlich, dass der Mann bloß durch den tiefen Wald fuhr und – wie neun von zehn Jägern – von der Straße aus schoss. So würde er nie erfahren, dass eine ganze

Wapitiherde etwas weiter oben auf eine Lichtung getreten war. Joe saß reglos in seinem Pick-up und wartete.

Ein scharfer Knall zerriss die Stille, gefolgt von drei weiteren Schüssen, die allesamt klangen, als hätte jemand in rascher Folge Steine gegen ein Walzblech geschleudert. Das Geräusch verriet Joe, dass der Jäger mindestens dreimal getroffen hatte, doch da man oft mehrere Kugeln brauchte, um einen großen Wapitihirsch zur Strecke zu bringen, wusste er nicht, wie viele Tiere es erwischt hatte. Als hätte sie einen Stromstoß bekommen, sprang Maxine – seine gelbe Labradorhündin – von dem Sitz hoch, auf dem sie geschlafen hatte.

Weiter unten war die Herde sofort losgelaufen und stürmte jetzt über die Wiese. Drei braune Punkte blieben im hohen Gras und im Salbeigesträuch zurück.

Ein Jäger, drei geschossene Wapitis: zwei Tiere mehr als erlaubt.

Joe war wütend und zugleich besorgt. Wildfrevel während der Jagdzeit war nicht ungewöhnlich, und er hatte im Laufe der Jahre Hunderten von Jägern einen Strafzettel verpasst, weil sie zu viele Tiere erlegt oder die Kadaver nicht etikettiert hatten, weil sie mangelhafte Jagdscheine besaßen, in Sperrgebieten gejagt oder andere Ordnungswidrigkeiten begangen hatten. Vielfach hatten die Gesetzesbrecher sich schon selbst angezeigt, weil sie ehrbare Leute waren, die seit Jahren in der Gegend lebten und jagten. Oft stieß Joe bei Zufallskontrollen in Jagdlagern auf Gesetzesverletzungen. Mitunter meldeten auch andere Jäger die Vergehen. Joe Picketts Bezirk umfasste ungefähr viertausend Quadratkilometer, und in den bald vier Jahren, die er nun hier Dienst tat, war er fast nie persönlich bei einem Jagdfrevel zugegen gewesen.

Joe nahm sein Funkgerät aus der Halterung und gab der Zentrale über statisches Rauschen hinweg seine Position durch. Die Isolation und das bergige Gelände ließen keine klare Verständigung zu. Die Frau in der Funkzentrale wiederholte seine Worte, Joe bestätigte sie, beschrieb den Pick-up und informierte sie, dass er sich dem Wagen nähern werde. Als Antwort kam nur schrilles Rauschen. Wenigstens wissen sie, wo ich bin, dachte er – das ist leider nicht immer der Fall gewesen.

»Los geht's, Maxine«, sagte Joe knapp, ließ den Motor an, legte den Kippschalter auf Allradantrieb um und jagte den Hang hinab in den Wald. Trotz eisiger Luft ließ er die Fenster runter, um keinen Schuss zu verpassen. Sein Atem wischte in weißen Wölkchen aus dem Seitenfenster.

Tatsächlich knallte im nächsten Moment ein neuer Schuss, wieder gefolgt von drei weiteren. Der Jäger hatte offenbar nachgeladen, denn kein zugelassenes Jagdgewehr hatte mehr als fünf Schuss im Magazin. Der Leithirsch brach in die Knie, dazu eine Hirschkuh und ihr Kalb. Statt in den Schutz der Bäume zu hetzen, änderte die Herde kurz vor dem Waldrand unerklärlicherweise die Richtung, beschrieb einen Bogen, rannte hangabwärts über die Wiese und bot dem Schützen die Flanke dar.

»Mist!«, fluchte Joe. »Warum kehrt ihr denn um?«

Zwei Schüsse streckten zwei weitere Wapitis nieder.

»Der Kerl ist *wahnsinnig!*«, rief Joe Maxine zu – ein Zeichen seiner aufsteigenden Furcht. Wer seelenruhig sechs, sieben panische Wapitis zur Strecke brachte, konnte auch auf einen einzelnen Jagdaufseher zielen. Joe überlegte, welche Waffen er dabei hatte: Der .308er-Karabiner lag unter der Rückbank; das .270er Winchester-Gewehr steckte in der Halterung hinter seinem Kopf; die großkalibrige Schrotflinte hatte er hinter

seine Lehne gestopft ... und an nichts davon kam er beim Fahren heran. Seine Handfeuerwaffe war eine neue .40er Beretta, Ersatz für die .357er Magnum, die im Sommer durch eine Explosion zerstört worden war. Die Schießprüfung mit der Beretta hatte er nur knapp bestanden – zum einen, weil er ein lausiger Pistolenschütze war, zum anderen, weil er weder der Waffe noch seiner Fähigkeit traute, damit etwas zu treffen.

Er folgte einem Kamm, stieß auf eine alte Reifenspur und donnerte auf ihr hangabwärts. Obwohl unzählige Wirtschaftswege den Wald durchzogen, kannte er keinen, der direkt zur Wiese führte. Auch hatte die Außenstelle Saddlestring der US-Forstverwaltung kürzlich einige alte Straßen mit Ketten oder durch Gräben, die wie Panzerfallen quer über die Fahrbahn verliefen, gesperrt, und Joe war sich nicht sicher, welche Strecken das betraf. Der Weg war rau und mit großen Steinen übersät, und Joe umklammerte das Lenkrad, da die Vorderreifen rüttelten und schüttelten. Ein Stein knallte gegen den Unterboden. Doch trotz seines jaulenden Motors hörte er weitere Schüsse, diesmal näher. Die alte Straße war noch passierbar.

Plötzlich brach ein Dutzend Wapitis – alles, was von der Herde geblieben war – vor und hinter ihm durchs Unterholz. Er stieg auf die Bremse, als die Tiere seinen Wagen umbrandeten. Maxine bellte die Wapitis an, und Joe sah verschreckte Augen, heraushängende Zungen, dickes, braunes Fell. Ein panischer Bulle schlug ihm mit seinem ausladenden Geweih eine Delle in die Motorhaube. Eine Hirschkuh humpelte auf drei Läufen vorbei: Ihr rechtes Vorderbein war abgeschossen und schleifte – nur noch von freiliegenden Sehnen und einem Streifen Haut gehalten – über den Waldboden.

Als die Tiere vorüber waren, beschleunigte Joe so stark, dass es Maxine gegen die Rücklehne drückte, und raste durch den Wald. Er fuhr viel zu schnell. Der Spiegel auf der Beifahrerseite knallte gegen einen Baumstamm, zersprang und knickte gegen die Tür.

Dann erreichte er die Lichtung und entdeckte den Schützen.

Joe stoppte. Er wusste nicht, wie er vorgehen sollte. Der Jäger, ein wenig vorgebeugt, wandte ihm den Rücken zu und konzentrierte sich auf etwas vor sich, als hätte er Joe trotz des berstenden Spiegels und des übrigen Lärms nicht gehört. Er trug eine schwere Leinenjacke, eine orangefarbene Jagdweste und Wanderstiefel. Das Gras zu seinen Füßen war mit leeren Patronenhülsen aus Messing bedeckt, und es roch nach Schüssen.

Vor dem Schützen lagen Wapitis über den Wiesenhang verstreut. Ein Kalb mit zerschmettertem Becken brüllte kläglich und wollte sich aufrichten, konnte jedoch die Hinterläufe nicht benutzen.

Joe öffnete die Fahrertür, glitt aus dem Pick-up und öffnete sein Holster. Er legte die Finger um den Griff der Beretta, um sie sofort ziehen zu können, falls der Schütze sich umdrehte, und näherte sich dem Mann von rechts hinten, damit der umständlich herumschwenken musste, um auf ihn anzulegen.

Als Joe sich näherte, konnte er kaum glauben, was der Schütze tat: Obwohl er heftig zitterte, versuchte er sein Repetiergewehr neu zu laden, aber mit Zigaretten, nicht mit Munition. Trockener Tabak und Blättchen quollen aus dem Magazin, was ihn nicht daran hinderte, noch eine Zigarette hineinzustopfen. Joes Anwesenheit schien er überhaupt nicht zu bemerken.

Joe zückte seine Beretta, zog den Schlitten zurück und hoffte, der Jäger werde das Geräusch registrieren.

»Waffe fallen lassen«, befahl er und zielte auf den Oberkörper des Mannes. »*Sofort fallen lassen*, dann langsam umdrehen.«

Hoffentlich bemerkt er mein Zittern nicht, dachte Joe und umfasste die Beretta fester.

Doch statt zu gehorchen, lud der Mann sein Gewehr mit einer weiteren Zigarette.

Ist der taub?, überlegte Joe. Oder verrückt? Oder ist das nur ein Trick, um mich zu verwirren? Trotz der Kälte spürte er unter Jacke und Hemd Schweiß rinnen. Seine Beine fühlten sich wacklig an, als sei er lange gelaufen und habe nun innegehalten, um Atem zu schöpfen.

»*Waffe fallen lassen und umdrehen!*«

Keine Reaktion. Tabakfetzen segelten zu Boden. Das tödlich verwundete Wapitikalb brüllte auf der Wiese.

Joe feuerte in die Luft. Der Schuss war erstaunlich laut. Nun erst schien der Jäger zu erwachen und schüttelte den Kopf, als wollte er ihn nach einem Faustschlag wieder klar bekommen. Dann wandte er sich um.

Und Joe starrte in das bleiche, verkrampfte und verängstigte Gesicht von Lamar Gardiner, dem für Twelve Sleep County zuständigen Leiter der Bundesforstverwaltung. Vor einer Woche erst hatten die Gardiners und Picketts nebeneinandergesessen und ihren Töchtern bei der Weihnachtsaufführung des Schultheaters zugesehen. Lamar Gardiner galt als unauffälliger, umgänglicher und feiger Bürokrat. Er trug einen schüttereren, sandfarbenen Schnurrbart über schmalen Lippen und hatte praktisch kein Kinn, so dass es immer schien, als wollte er gleich losheulen. Hinter seinem Rücken nannten ihn die Einheimischen bei wenig schmeichelhaften Namen.

»Lamar«, rief Joe. »Was machen Sie denn da? Die ganze Wiese ist voll toter Wapitis. *Sind Sie verrückt geworden?*«

»Mein Gott, Joe ...«, flüsterte Gardiner, als erwachte er aus einem Schock. »Das hab ich nicht getan.«

Joe musterte ihn. Gardiners Augen blickten durch Joe hindurch, und an seinem Hals zuckten winzige Muskeln. Obwohl es windstill war, entging Joe nicht, dass sein Atem nach Alkohol roch. »Was? Sind Sie wahnsinnig? *Natürlich* haben Sie das getan, Lamar«, sagte er und konnte kaum glauben, was hier geschah. »Ich habe die Schüsse gehört. Überall auf dem Boden liegen leere Patronenhülsen. Der Lauf Ihres Gewehrs ist so heiß, dass er dampft.«

In aufdämmernder Erkenntnis schaute Gardiner auf die Patronenhülsen zu seinen Füßen und auf die toten und sterbenden Wapitis und stellte eine Verbindung zwischen beidem her.

»Oh mein Gott«, stieß er gepresst hervor. »Ich kann es nicht glauben.«

»Jetzt lassen Sie die Waffe fallen«, befahl Joe.

Gardiner ließ das Gewehr los, als hätte es ihm einen elektrischen Schlag verpasst, und stolperte ein paar Schritte zurück. In seiner Miene mischten sich blanker Schrecken und unaussprechliche Traurigkeit.

»Warum wollten Sie Ihr Gewehr mit Zigaretten laden?«

Gardiner schüttelte langsam den Kopf, und Tränen traten in seine Augen. Mit zitternder Hand klopfte er auf die rechte Hemdtasche. »Patronen«, sagte er. Dann tastete er nach der linken Tasche. »Marlboros. Ich schätze, ich hab sie durcheinandergebracht.«

Joe verzog das Gesicht. Zu sehen, wie Lamar Gardiner den Verstand verlor, machte ihm ganz und gar keine Freude. »Das schätze ich auch, Lamar.«

»Sie werden mich doch nicht verhaften, oder?«, fragte Gar-

diner. »Das wäre das Ende meiner Karriere. Und Carrie würde mich dann wahrscheinlich verlassen und meine Tochter mitnehmen.«

Joe sicherte seine Beretta und senkte sie. Im Laufe der Jahre hatte er natürlich auch Menschen angezeigt, die er kannte, doch dieser Fall lag anders. Gardiner war ein Bürokrat, jemand, der an einem großen Eichenschreibtisch Vorschriften und Verordnungen für die Bewohner der Gegend formulierte. Er hatte das Gesetz nie gebrochen oder – soweit Joe wusste – auch nur gebeugt. Gardiner würde zwar seine Stelle verlieren, doch Joe kannte seine familiäre Situation nicht gut genug, um vorhersagen zu können, was Carrie Gardiner tun würde. Als karrierebewusster Bundesbeamter verdiente er – verglichen mit den meisten Einwohnern von Saddlestring – sehr gut. Vermutlich hatte er nicht mehr viele Jahre bis zum Ruhestand und all den Vergünstigungen, die die Pensionierung mit sich brachte.

Das Wimmern des verwundeten Hirschkalbs ließ Joe wieder auf die Wiese blicken. Das Tier, das von einer Kugel am Rückgrat verletzt worden war, scharrte hektisch am Boden und versuchte, sich aufzurichten. Seine Hinterläufe waren wie die Schenkel eines Frosches im Gras gespreizt und gehorchten ihm nicht. Hinter ihm stieg Dampf aus den freiliegenden, geblähten Eingeweiden einer Hirschkuh auf, die einen Schuss in den Unterleib bekommen hatte.

Joe sah Gardiner, dessen Blick sich noch immer im Ungefähren verlor, in die Augen. »Ich verhafte Sie wegen mindestens sechs Fällen von Wilderei, wofür Sie pro Tier eintausend Dollar Strafe zahlen müssen und vielleicht ins Gefängnis gehen werden, Lamar. Gut möglich, dass Sie außerdem Ihre Jagdausrüstung und all Ihre Jagdberechtigungen verlieren. Und vielleicht wird es noch andere Anklagepunkte geben. Im

Vergleich dazu, wie ich Jäger Ihrer Sorte sonst behandle, kommen Sie billig davon.«

Gardiner brach in Tränen aus und sank mit einem Wehklagen auf die Knie, das Joe in der Seele frösteln ließ.

In diesem Moment begann es zu schneien. Das Sperrfeuer hatte begonnen.

Joe schritt mit seinem .270er-Gewehr und seiner Kamera bei starkem Schneefall die Wiese ab, tötete das Kalb mit einem Kopfschuss aus kürzester Entfernung und wandte sich dann den anderen verwundeten Tieren zu. Hinterher fotografierte er alle Kadaver. Lamar Gardiner, der inzwischen weinend in Joes Pick-up saß, hatte sieben Wapitis geschossen: zwei Bullen, drei Kühe und zwei Kälber.

Joe hatte Gardiners Gewehr in die Metallkiste auf der Ladefläche seines Wagens geschlossen, die zum Verwahren von Beweisstücken diente, und ihm die Autoschlüssel abgenommen. Auf der Vorderbank des bronzenen Pick-ups fand sich eine halbe Flasche Tequila, und auf dem Wagenboden lagen einige leere Bierdosen. Das Führerhaus stank süßlich nach Agavenschnaps.

Zwar hatte er schon Schlimmeres gehört, doch hier handelte es sich um einen der übelsten Vorfälle, die Joe je erlebt hatte. Wenn zu viel Wild geschossen wurde, waren meist mehrere Jäger beteiligt, die in die Herde feuerten, ohne die getroffenen Tiere zu zählen. Obwohl es den Jagenden verboten war, mehr als das eine Wapiti zu töten, das jedem oder jeder von ihnen pro Jahr zustand, war es recht verbreitet, als Jagdgesellschaft loszuziehen. Aber dass ein Einzelner einfach so das Feuer auf eine komplette Herde eröffnete ... das war ungewöhnlich und beunruhigend.

Das Gemetzel schlug Joe auf den Magen. Der Schaden, den eine Gewehrkugel anrichten kann, die ihr Ziel schlecht, aber mit großer Wucht trifft, ist furchtbar.

Ebenso tragisch war es nach Joes Ansicht, dass er nicht genug Platz auf seiner Ladefläche hatte, um alle getöteten Tiere in die Stadt zu bringen. Ein Wapiti wiegt im Schnitt über hundertachtzig Kilo, und auch mit Gardiners Hilfe konnte er höchstens zwei Kadaver aufladen. Also mussten fünf Tiere mindestens eine Nacht auf der Wiese bleiben und wurden womöglich von Aasfressern heimgesucht. Er hasste es, so viel Fleisch – über neunhundert Kilo! – verschwendet zu sehen, das doch ans Rehabilitationszentrum für Drogensüchtige, ans Bezirksgefängnis oder an bedürftige Familien der Gemeinde, deren Namen Marybeth notiert hatte, hätte geliefert werden können. Doch trotz all der toten Wapitis, um die er sich kümmern musste, bedeutete der plötzliche Ausbruch des Sturms vor allem eines: *Raus aus den Bergen!*

Als er zu seinem Pick-up und zu Lamar Gardiner zurückkehrte, war Joe ernstlich verstimmt.

»Wie schlimm ist es?«, fragte Lamar.

Joe musterte ihn wütend. Gardiner klang, als würde er sich nach etwas erkundigen, an dem er eigentlich nicht beteiligt war.

»Schlimm«, gab Joe zurück und schwang sich ans Lenk-
rad seines Pick-ups. Maxine, die ihn begleitet hatte und vom Moschusgeruch der erlegten Tiere ganz wild geworden war, sprang widerwillig auf die Ladefläche, da ihr Stammplatz von Lamar Gardiner besetzt war.

»Helfen Sie mir, zwei Tiere auszuweiden und auf den Pick-up zu laden«, sagte Joe und ließ den Motor an. »Das dauert etwa eine Stunde, wenn Sie mitmachen. Andererseits geht es vielleicht sogar schneller, wenn Sie sich raushalten. Danach bring ich Sie in die Zelle, Lamar.«

Gardiner ächzte, als hätte er einen Schlag in den Magen bekommen, und ließ den Kopf verzweifelt in den Nacken sinken.

Joes Hände waren von Wapitiblut befleckt, und er wischte sie mit Schnee ab. Selbst mit Lamars Hilfe hatte es über eine Stunde gedauert, die Tiere auszuweiden. Inzwischen schneite es noch dichter. Joe kletterte zurück in den Pick-up und fuhr langsam von der Wiese zu dem Waldweg, auf dem Gardiner hergekommen war. Er wollte Kontakt zur Funkzentrale aufnehmen, doch wieder war nur weißes Rauschen zu hören. Ihm blieb nichts anderes übrig, als es erneut zu probieren, wenn er den Rand der Senke erreichte.

Joe war sich seiner Lage, die für Ordnungshüter einzigartig war, sehr genau bewusst. Während die Polizei oder der Sheriff Streifenwagen oder Geländefahrzeuge mit hinteren Türen besaßen, die sich nicht von innen öffnen ließen, und bei denen ein solides Drahtgeflecht die Gefangenen auf dem Rücksitz vom Fahrer trennte, musste Joe Gesetzesbrecher in seinem Pick-up transportieren, wo sie direkt neben ihm saßen. Obwohl Lamar ihm in keiner Weise gedroht hatte, machte Joe die prekäre Nähe im Führerhaus zu schaffen.

»Ich komme einfach nicht darüber hinweg, was ich getan habe«, stöhnte Gardiner. »Als wäre mir irgendwas ins Hirn gefahren und hätte mich in einen Irren verwandelt. In einen hirnlosen Killer ... Nie im Leben hab ich was Ähnliches getan!«

Gardiner erzählte, er habe sechzehn Jahre lang Wapitis gejagt, erst in Montana, dann nach seiner Versetzung in Wyoming. Als er die Herde im hellen Licht erspäht habe, sei es mit ihm durchgegangen; erstmals in all den Jahren habe er heute ein Wapiti erwischt und wohl aus Frustration immer weiter auf die Tiere gezielt.

»Lamar, sind Sie betrunken?«, fragte Joe und gab sich Mühe, verständnisvoll zu klingen. »Ich hab den Tequila und das Dosenbier in Ihrem Wagen entdeckt.«

Gardiner dachte nach, ehe er antwortete. »Vielleicht ein bisschen«, sagte er. »Aber jetzt bin ich eigentlich wieder nüchtern. Wissen Sie, ich hab ständig Wapitis gesehen, wenn ich nicht auf der Jagd war.« Das war eine verbreitete Klage. »Aber wenn ich mit dem Gewehr losziehe, kann ich die Mistkerle einfach nicht erwischen.«

»Bis heute«, gab Joe zurück.

Gardiner rieb sich das Gesicht und schüttelte den Kopf. »Bis heute«, wiederholte er. »Ich bin erledigt.«

Gut möglich, dachte Joe. Ohne Zweifel würde Lamar seinen Posten in der Forstverwaltung verlieren, und Joe glaubte nicht, dass er in der Stadt eine andere Arbeit finden würde. Selbst falls es ihm doch gelang, würde er damit sehr wahrscheinlich nur einen Bruchteil dessen verdienen, was er als langjähriger Bundesbeamter an Bezügen und Zulagen eingestrichen hatte. Obendrein war Joe klar, dass die Lokalzeitung von Saddlestring Lamar Gardiner in der Luft zerreißen würde – und die Gerüchte, die die Leute beim Frühstückskaffee austauschten, würden das ihre tun. Zwar war Gardiner nie beliebt gewesen, doch nun würde er zum Paria werden. Anders als bei anderen Verbrechen gab es keine Nachsicht mit Wilderern – und praktisch kein Mitleid mit ihnen. Die Wapitiherden in den Bighorns waren für die Leute Gemeinschaftsgut, und ihrem Wohlergehen galten erhebliche Aufmerksamkeit und so manche Debatte. Viele Bewohner des Twelve Sleep County ertrugen ihre schlecht bezahlten Jobs und die lausigen Perspektiven vor allem wegen des Lebensstils, den die Gegend ihnen bot – und dazu gehörten ganz wesentlich die guten Jagdbedingungen. Nichts provozierte bössere Reaktionen als

die Beeinträchtigung von Gesundheit und Wohlergehen des Wildbestands und seiner Lebenswelt. Während es vollkommen zulässig, ja erwünscht war, dass jeder Jäger pro Jahr ein Wapiti schoss, würde das stumpfsinnige Abknallen von sieben Tieren durch einen Einzelnen größte Empörung auslösen – zumal, wenn der Schuldige ein Beamter der Bundesverwaltung und für Straßensperrungen, die Verweigerung von Weiderechten und das Verbot von Holzschlag verantwortlich war.

Joe konnte nicht begreifen, was Lamar Gardiner überkommen hatte. Wenn so eine Wut unter der Haut eines derartigen Angsthasen lauerte, waren die Berge ein gefährlicherer Ort, als er es sich je hätte träumen lassen.

Der schmale Weg zum Rand der Senke hinauf war felsig und steil, und der böig heranwirbelnde Schnee machte es schwer, ihn klar zu erkennen. Der Pick-up schlingerte mehrmals auf dem nassen Untergrund. Wenn das so weiterschneit, dürfte es schwer werden, morgen nochmal in diese Senke zu fahren, dachte Joe.

Sie fuhren durch dichten Wald, als Joe plötzlich einfiel, dass Maxine sich auf der Ladefläche bei den Wapitis befand. Im Rückspiegel sah er, wie sie sich ans Führerhaus drückte; sie hatte viel Schnee im Fell und Eiskristalle um den Mund.

»Haben Sie was dagegen, wenn ich meinen Hund reinlasse?«, fragte Joe und hielt auf einem kurzen Stück ebenen Wegs zwischen zwei Steigungen.

Gardiner zog ein Gesicht, als schlugе dies dem Fass den Boden aus, und seufzte theatralisch.

»Mein Leben ist voll und ganz zerstört«, jammerte er. »Da kann ich wohl auch noch einen nassen, stinkenden Hund auf den Schoß nehmen.«

Joe verkniff sich eine Bemerkung. Er konnte sich nicht erinnern, je etwas so Erbärmliches gesehen zu haben wie Gardiner, der tränenüberströmt, ohne Kinn und mit blutunterlaufenen Augen neben ihm saß.

Als Gardiner Maxine die Tür öffnete, stieß er mit dem Knie zufällig an den Knopf des Handschuhfachs. Der Riegel ging auf, und ein Fernglas, Handschuhe, Ersatzhandschellen, Landkarten und Post landeten auf dem Boden. Gardiner wollte das Durcheinander aufsammeln, doch in diesem Moment sprang der Hund herein und kollidierte mit ihm.

Gardiner schrie auf und stieß Maxine unsanft zwischen sich und Joe.

»Ruhe jetzt«, sagte Joe zu Gardiner wie zu Maxine. Das zitternde Tier war begeistert, eingelassen worden zu sein. Der Geruch nach nassem Hund erfüllte das Führerhaus.

»Ich bin ganz nass, verflixt!«, stöhnte Gardiner, musterte seine erhobenen Hände und fuhr mit fast schon hysterischer Stimme fort: »Verdammt und *verflucht* sollen Sie sein! Das ist der schlimmste Tag meines Lebens!« Seine Hände flatterten wie freigelassene Vögel, und er kreischte: »*Ich drehe durch!*«

»*Ruhe jetzt!*«, befahl Joe erneut.

Die Verzweiflung im Führerhaus stand in bizarrem Gegensatz zur vollkommenen Stille der Berge inmitten des heftigen Schneefalls, und einen Moment lang hatte Joe Mitleid mit Lamar. Dieser Augenblick ging jedoch vorüber, als Gardiner sich über Maxine beugte und mit einer ebenso raschen wie unerwarteten Bewegung eine Handschelle um Joes Handgelenk, die andere ums Lenkrad klicken ließ. Dann riss er die Beifahrertür auf, sprang aus dem Wagen und verschwand wild um sich schlagend zwischen den Bäumen.

Die Handschellen waren ein altes Modell, für das ein klei-

nerer Schlüssel nötig war als bei denen, die Joe inzwischen benutzte. Er durchforstete Handschuhfach, Mittelkonsole und ein halbes Dutzend anderer Orte, wo er den Schlüssel hingelegt haben mochte, konnte ihn aber nicht entdecken. Wie jeder Jagdaufseher lebte Joe praktisch in seinem Wagen, der voller Ausrüstung, Kleidung, Werkzeug, amtlichen Unterlagen ... eben voller *Zeug* war. Doch der richtige Schlüssel für die alten Handschellen war nicht aufzufinden.

Er brauchte zwanzig Minuten und sein Taschenmesser, um die Kappe vom Lenkrad abzubekommen und die Schrauben zu lösen, die es mit der Lenksäule verbanden. Maxine hatte ihren nassen Kopf auf seinem Schoß und beobachtete ihn mitleidig. Dicke Flocken, die durch die offene Beifahrertür hereinwehten, sammelten sich auf dem Wagenboden und dem Rand der Vorderbank.

Kochend vor Wut schritt Joe im Schneesturm durch den Wald. In der Linken hatte er seine Schrotflinte, während ihm das Lenkrad, das noch immer an seiner Rechten hing, vom Handgelenk baumelte.

»Lamar, verdammt, Sie werden in diesem Wetter sterben, wenn Sie nicht umkehren!«, brüllte er. Der Sturm und die Bäume dämpften seine Stimme, und selbst ihm erschien sie blechern und hohl.

Joe blieb stehen und lauschte. Er glaubte, das ferne Grollen eines Motors und vielleicht eine Wagentür gehört zu haben, und vermutete, wer dort unterwegs war, tat das, was er selbst hätte tun sollen, zog sich also auf eine niedrigere Höhe zurück. Die Geräusche mochten von unterhalb des Waldstücks vor ihm gekommen sein, doch sie waren sehr leise gewesen, und Joe war sich dessen nicht ganz sicher.

Lamar Gardiner aufzuspüren, sollte ein Kinderspiel sein, dachte er und lauschte auf knackende Äste oder auf Gardi-

ners Stöhnen und Schluchzen. Doch außer dem Sturm war nichts zu hören.

Er taxierte seine Lage und fluchte in sich hinein. Gardiner war nicht der Einzige, der einen erbärmlichen Tag hatte. Joes Gefangener war geflohen, er hatte keinen Funkkontakt zur Zentrale, der Schnee lag schon fünfzehn Zentimeter hoch, in spätestens einer Stunde würde es finster sein, und am Handgelenk hing ihm ein Lenkrad.

Wenn ich Lamar finde, habe ich die Wahl, ihn zum Pickup zurückzuschleifen oder ihn mit der Schrotflinte zu erschießen, dachte er bitter. Einen Augenblick lang neigte er zur zweiten Option.

»Lamar, Sie werden in diesem Sturm sterben, wenn Sie nicht zurückkommen!«

Nichts.

Es war leicht, Gardiners Spur zu folgen, obwohl sie sich sofort mit frischem Schnee füllte. Lamar hatte zwischen den Stämmen mehrfach Haken geschlagen, war einige Male von umgestürzten Bäumen zu Umwegen gezwungen worden und hatte dann komplett die Richtung gewechselt. Er schien kein anderes Ziel zu haben, als sich von Joe zu entfernen.

Der Untergrund wurde immer rutschiger. Unterm Schnee befand sich ein Durcheinander feuchter, glitschiger Äste, und Wurzeln griffen nach Joes Stiefeln. Gardiner war mehrmals gestürzt, wie der zerwühlte Boden verriet.

Wenn er zu seinem Auto zurückwill, dachte Joe, hat er den falschen Weg genommen. Und wie wahrscheinlich ist es obendrein, dass er einen Ersatzschlüssel dabei hat?

Ein morscher Ast verfring sich im Lenkrad und brachte Joe mit einem Ruck zum Stehen. Erneut fluchte er und trat einen Schritt zurück, um das Steuer freizubekommen. Dann wischte er sich den Schnee aus dem Gesicht und schüttelte

Flocken von Jacke und Stetson. Wieder lauschte er. Er glaubte nicht, dass Gardiner plötzlich gelernt hatte, wie man heimlich durch den Wald schlich, während Joe ihm ächzend und krachend nachsetzte.

Er blickte zu Boden und erkannte, wie frisch Gardiners Spur war. Nun sollte er ihn jeden Moment einholen.

Joe lud die Schrotflinte durch, in der Hoffnung, dieses Geräusch werde Gardiner endlich zur Einsicht bringen.

Die Bäume wurden lichter, und Joe folgte der Spur, die zwischen ihnen durchführte. Blinzelnd spähte er nach vorn. Gardiners Spur lief im Zickzack von Baum zu Baum und endete an einer mächtigen Fichte.

»Okay, Lamar«, rief er, »Sie können jetzt rauskommen.«

Hinter dem Baum regte sich nichts, kein Laut war zu hören.

»Wenn wir vor der Dunkelheit in der Stadt sein wollen, müssen wir uns *jetzt* auf den Weg machen.«

Schnaubend schulterte Joe die Flinte und schlug einen Bogen um die Fichte, um sich ihr von der Gegenseite zu nähern. Als er durch den Schnee trottete, sah er erst eine Schulter, dann einen Stiefel von Gardiner hinter dem Stamm auftauchen. Gardiners Körper dampfte – zweifellos, weil er sich in der klirrenden Kälte in Schweiß gearbeitet hatte.

»Raus mit Ihnen, *sofort!*«, befahl Joe.

Doch Lamar Gardiner konnte ihm nicht gehorchen, und als Joe näher kam, begriff er, warum.

Er hörte sich nach Luft schnappen, und fast wäre ihm die Schrotflinte aus der Hand gefallen.

Gardiner war mit zwei Pfeilen an den Baum geheftet. Sie hatten seine Brust durchbohrt, waren tief in den Stamm gedrungen und hatten ihn aufrecht an die Fichte genagelt. Sein Kinn lag auf der Brust, und Blut rann ihm vom Hals. Seine Kehle war durchgeschnitten. Der Schnee um den Baum war

von Stiefeln zertrampelt. Gardiners Kleidung war mit Blut getränkt, das sich in einer dampfenden Lache zu seinen Füßen gesammelt und den Schnee herzförmig zum Schmelzen gebracht hatte; die Farbe am Rand erinnerte an Himbeereis. Joe war überwältigt vom stechenden Kupfergeruch des frischen Bluts.

Mit plötzlich wild pochendem Herzen drehte er sich langsam um, blickte in die Richtung, in der sich der Mörder befinden musste, und betete, dass der Killer nicht mit einem weiteren Bogen auf *ihn* zielte.

Er dachte: *Er sorgt dafür, dass die Jäger verantwortlich handeln und sich an die Gesetze halten. Das kann gefährlich sein, doch mein Vater macht seine Arbeit sehr gut. Seit dreieinhalb Jahren leben wir nun in Saddlestring, und seitdem macht er diese Arbeit. Manchmal rettet er Tiere aus Gefahr ...*

2

Die elfjährige Sheridan Pickett schlang sich ihren Rucksack über die Schulter und schloss sich dem Strom der Viert-, Fünft- und Sechstklässler an, der durch die Flügeltüren der Grundschule von Saddlestring in den Schneesturm hinausdrängte. Es war der letzte Unterrichtstag vor den zweiwöchigen Weihnachtsferien. Das und der Sturm schien alle in Aufregung zu versetzen, auch die Lehrer, die der zunehmenden Begeisterung der Schüler begegnet waren, indem sie ihnen den ganzen Tag lang Filme vorgeführt und die Zeiger der Uhr im Blick behalten hatten, bis endlich um halb vier die Schulglocke läutete und die Kinder sich auf den Heimweg machen konnten.

Zwölf Jungen aus der Fünften, Sheridans Klassenkameraden, drängten sich johlend durch die Menge und gingen auf dem Schulhof in die Hocke, um die ersten richtigen Schneebälle des Winters zu fabrizieren. Doch die Flocken waren zu pulverig, um sich zu Kugeln formen zu lassen. Also schütteten sie ihren Mitschülern den Schnee einfach in die Kragen. Sheridan gab sich redliche Mühe, die Jungen zu ignorieren, und wandte den Kopf ab. Es schneite richtig stark, und die Flocken lagen schon über zehn Zentimeter hoch. Eine geschlossene Wolkendecke hing grau und schwer am Himmel, und der Schnee fiel so dicht, überlegte Sheridan, dass es schwierig wäre, einen Fremden davon zu überzeugen, dass es in dieser Gegend tatsächlich Berge gab und die bucklige Bergkette der Bighorn Mountains normalerweise den westlichen Horizont prägte. Sie vermutete, dass es dort oben noch heftiger schneite.

Nachdem sie sich aus der Menge gelöst hatte, trat sie am Ende des Maschendrahtzauns auf den Gehsteig und lief an

dem roten Ziegelgebäude entlang zum anderen Flügel der Schule. Diesen Teil des Gebäudes kannte sie gut. Die Grundschule von Saddlestring war geformt wie ein H, wobei der eine Flügel den Kindergarten und die Klassen eins bis drei beherbergte, der andere je zwei vierte bis sechste Klassen. Verwaltung, Turnhalle und Schulkantine trennten die beiden Flügel. Sheridan war im letzten Jahr in den sogenannten »Großen Flügel« umgezogen und hatte einmal mehr zur jüngsten Gruppe gezählt. Damals hatte sie Fünftklässler besonders unausstehlich gefunden; sie bildeten Cliques, deren einziger Zweck es zu sein schien, die Viertklässler zu quälen. Jetzt war sie selbst in der Fünften, doch sie hielt diese Einschätzung noch immer für richtig. Die fünfte Klasse war einfach zu gar nichts gut, war überflüssig. Fünftklässler waren einfach bloß *in der Mitte*.

Die Sechstklässler dagegen kamen Sheridan fern und reif vor und schienen die Grundschule – jedenfalls was ihren gesellschaftlichen Status anlangte – bereits hinter sich gelassen zu haben. Kein Schüler war größer als die Mädchen aus der Sechsten, die alle anderen Kinder überragten – von einigen wenigen Jungen abgesehen. Manche waren stark geschminkt und trugen hautenge Sachen, um ihren Brustansatz zu betonen. Die Jungen der Sechsten dagegen hatten sich in schlaksige, schreiende, lächerliche Geschöpfe verwandelt, denen es allein darum ging, BHs aufzuschnippen, und die einen Furz für das lustigste aller Geräusche hielten. Leider begannen die Jungen aus der Fünften bereits, ihnen nachzueifern.

Wie sie es seit September nach der Schule stets getan hatte, marschierte Sheridan auch an diesem Nachmittag zum »Kleinen Flügel«, um sich dort mit ihren Schwestern zu treffen und mit ihnen auf den Schulbus zu warten. Was ihre Schwestern und besonders diese Pflicht betraf, war sie hin- und herge-

rissen. Einerseits ärgerte sie sich darüber, ihre Freunde und deren Unterhaltungen verlassen zu müssen, um jeden Tag zu einem Teil der Schule zu trotten, von dem sie gehofft hatte, dass sie ihm für immer entronnen war. Andererseits war sie besorgt um April und Lucy und wollte bei ihnen sein, um zu verhindern, dass jemand sie schikanierte. Zweimal hatte sie dieses Jahr schon Rabauken verjagt (erst einen Jungen, dann ein Mädchen), die ihre jüngeren Schwestern gepiesackt hatten. Vor allem die sechsjährige Lucy war ein bevorzugtes Ziel, weil sie so ... *süß* war. In beiden Fällen hatte Sheridan die Rüpel vertrieben, indem sie das Kinn gereckt, die Augen zugekniffen und betont ruhig und absichtlich so leise gesprochen hatte, dass sie kaum zu verstehen gewesen war. »Lass meine Schwestern in Ruhe«, hatte sie gesagt, »oder du wirst erleben, was Ärger ist.«

Beim ersten Mal hatte Sheridan etwas darüber gestaunt, dass es so gut klappte. Zwar war sie äußerstenfalls zum Kampf bereit gewesen, wusste allerdings nicht recht, ob sie eine gute Kämpferin war. Als es dann jedoch wieder funktionierte, begriff sie, dass sie die Entschlossenheit und Stärke, die sie oft in sich spürte, nach außen richten konnte, was die Angreifer entmutigte. Lucy und April waren begeistert.

Während sie darauf wartete, dass sich die Türen des Kleinen Flügels öffneten, suchte Sheridan eine Himmelsrichtung, in die sie sich wenden konnte, ohne dass der Schnee ihr ins Gesicht wehte und auf ihrer Brille schmolz, doch da die großen, leichten Flocken wild durch die Luft wirbelten, hatte sie damit kein Glück. Sheridan hasste ihre Brille, vor allem im Winter. Schnee verschmierte die Gläser, und sie beschlugen, wenn sie von draußen hereinkam. Sie nahm sich vor, ihre Eltern noch stärker wegen Kontaktlinsen zu bearbeiten. Ihre Mutter hatte gesagt, wenn sie erst zur Highschool ginge, könnten sie da-

rüber reden. Doch bis zur siebten Klasse zu warten, erschien Sheridan sehr lange, und sie fand ihre Eltern übertrieben vorsichtig und total altmodisch. In ihrer Klasse gab es schließlich Mädchen, die nicht nur Kontaktlinsen trugen, sondern sich zu Weihnachten ein Bauchnabelpiercing gewünscht hatten. Und zwei Mädchen hatten sogar verkündet, sich noch vor Beginn der siebten Klasse ein Arschgeweih zuzulegen!

Sheridan bemühte sich, zwischen den Autos am Straßenrand den Wagen ihrer Mutter oder den grünen Pick-up ihres Vaters zu entdecken – in der unrealistischen Hoffnung, sie seien gekommen, um sie abzuholen. Aber Fehlanzeige. Mitunter überraschte ihr Vater sie und tauchte mit dem Pick-up der Wild- und Fischbehörde von Wyoming auf. Obwohl es eng wurde, wenn die drei Mädchen und Maxine sich die Beifahrersitze teilen mussten, war es immer sehr schön, von Dad nach Haus gefahren zu werden, der auf der Bezirksstraße außerhalb der Stadt mitunter sogar die Signallichtanlage oder die Sirene einschaltete. Meist musste er wieder zur Arbeit, wenn er die drei daheim abgeladen hatte. Immerhin ist unsere Mom von ihren Teilzeitjobs in der Bücherei und im Pferdestall zurück, wenn wir aus dem Schulbus steigen, dachte Sheridan. Am letzten Schultag des Jahres bei einem solchen Sturm nach Hause zu kommen, hatte schon etwas Besonderes, Magisches. Vielleicht würde ihre Mutter heute backen.

Die Straße, wo der Bus neben der Grundschule parkte, war als Ausweichroute für LKWs ausgewiesen, führte direkt durch die Stadt, vereinigte sich mit der Bighorn Road und führte schließlich auf kurvenreichem Weg in die Berge. Der Lärm schwerer Motoren und Fahrzeuge war daher für sich genommen nicht ungewöhnlich genug, um Sheridan zum Aufblicken zu bewegen.

Als sie es jedoch tat, stellte sie fest, dass es etwas Merkwür-

diges zu bestaunen gab: eine langsame, aber beeindruckende Kolonne bunt zusammengewürfelter Fahrzeuge.

Eins nach dem anderen rollte an ihr vorbei. Es handelte sich um ramponierte Wohnmobile und alte Transporter, um Pick-ups mit angehängten Wohnwagen und um Schulbusse, die seltsamerweise bis zur Decke mit Kartons befüllt waren. Allradgetriebene Fahrzeuge zogen Caravans, in denen sich ebenfalls Kisten stapelten, und unter nassen Plastikplanen lugten Armlehnen und Beine von Möbeln hervor. Es schien, als hätten die Bewohner einer kleinen Nachbarschaft ihren Besitz zusammengerafft und wären vor einer drohenden Gefahr geflohen. Sheridan dachte an das Wort, das sie im Sozialkundeunterricht gelernt hatte. Ja, diese Karawane erinnerte sie an *Flüchtlinge*. Aber in Wyoming?

Die Nummernschilder kamen von überall: aus Montana, Idaho, New Mexico, Nevada, Colorado, North Dakota, Georgia, Michigan und anderswoher. Dies allein schon war merkwürdig, vor allem im Winter, wenn die meisten Menschen wegen des Wetters lange Reisen vermieden. Viele der Fahrer wirkten rau und ungepflegt; die Männer hatten lange Bärte und steckten in dicken Sachen. Manche sahen sie an, andere schauten weg. Ein Bärtiger kurbelte im Vorbeifahren das Seitenfenster herunter und rief etwas von »Regierungsschulen«. Das klang nicht freundlich, und Sheridan trat intuitiv ein wenig in Richtung Schulgebäude und Maschendrahtzaun zurück. In den Fahrzeugen saßen mehr Männer als Frauen, und Sheridan entdeckte nur wenige Kinder mit ans Fenster gedrückten Händen und Gesichtern. In diesem Moment erst bemerkte sie Lucy und April. Die eine stand rechts, die andere links von ihr, und beide trugen Hut, Jacke und Fäustlinge und beobachteten, wie die Kolonne vorbeizog. Unter der Jacke trug Lucy – modisch wie stets – ein Kleid und glänzende

Schuhe. Sie war unbestreitbar niedlich. April hatte eine praktische Latzhose aus Cord an, unter einem schon recht abgewetzten Parka, der einst Sheridan gehört hatte.

Am Steuer eines neueren Geländewagens saß ein untersetzter Mann mit einem würdigen, ja hoheitsvollen Profil. Im Vorbeifahren wandte er Sheridan den Kopf zu und lächelte. Sie blickten einander kurz in die Augen. Der Mann hatte etwas Freundliches, und Sheridan vermutete in ihm schon darum den Anführer der Truppe, weil er so selbstbewusst aufrecht saß.

»Wo bleibt unser Bus?«, fragte Lucy.

»Vermutlich folgt er der Kolonne hier«, gab Sheridan zurück und hielt nach dem Ende der Prozession Ausschau, um festzustellen, ob sich dahinter der vertraute gelbe Bus näherte. Doch wegen des Schneetreibens konnte sie nur bis zum Ende des Blocks sehen, und ihre nasse Brille war ihr auch keine Hilfe.

»Wer sind all diese Leute?«, fragte Lucy erneut.

»Keine Ahnung«, erwiderte Sheridan und griff nach Lucys und Aprils Hand. »Einer hat mir was zugebrüllt.«

»Wenn sie nochmal schreien, gehen wir rein und sagen es dem Direktor!«, forderte April mit Nachdruck und nahm Sheridans Rechte, die in einem roten Handschuh aus Baumwolle steckte.

Die drei Mädchen standen da und warteten, während die Wagenkolonne langsam vorbeiglitt. Alle drei hatten blondes Haar und grüne Augen. Nur ein feiner Beobachter hätte bemerkt, dass April nicht die runde Kopfform und die großen Augen von Sheridan und Lucy besaß. Aprils Gesicht war eher rechteckig und ihre Miene stoisch und unergründlich.

Ein ramponierter blauer Dodge Pick-up – das letzte Fahrzeug der Karawane – scherte plötzlich aus und bremste. Auf der Ladefläche stapelten sich wuchtige Umrisse unter einer durchnässten Leinenplane. Hinter dem Wagen erkann-

te Sheridan die roten Lichter des Schulbusses, und Lucy rief:
»Na endlich! Da kommt er ...«

Doch zunächst hielt der Dodge vor den drei Mädchen, und eine nasse Scheibe wurde heruntergekurbelt. Eine winzige Frau mit verhärmttem Gesicht betrachtete die drei. Ihr Haar war mausbraun mit blonden Strähnen, und ihr Blick war stechend und hart. Sie hatte eine Zigarette zwischen den Lippen, die beim Herunterrollen des Fensters auf und ab hüpfte.

Sheridan starrte verängstigt zurück und drückte die Hände ihrer Schwestern fester. Der Blick der Frau war bedeutungsvoll, dabei aber fast raubtierartig. Sheridan brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass die Frau nicht sie anschaute, sondern etwas tiefer und seitlicher zielte: Sie musterte April.

Der Pick-up setzte sich wieder in Bewegung, und die Frau wandte den Kopf um und fuhr den Fahrer an. Erneut stoppte der Wagen. Der Schulbus hatte nun aufgeschlossen und drängte den blauen Dodge zur Weiterfahrt. Der Busfahrer deutete auf das Fahrzeug, und Kindergesichter drückten sich an die Scheiben, um zu sehen, was es für ein Problem gab.

Die Frau sah die drei Mädchen noch immer an. Langsam hob sie die Hand, nahm die Zigarette aus dem Mund und tippte die Asche in den Schnee. Hinter dem aufsteigenden Rauch waren ihre Augen nur schmale Schlitze.

Der Busfahrer drückte auf die Hupe, und der Augenblick war vorbei. Der Pick-up fuhr ruckartig an, und das Fenster wurde wieder hochgekurbelt. Die Frau hatte sich zum Fahrer umgewandt und beschimpfte ihn. Der blaue Dodge jagte davon, um wieder zur Karawane aufzuschließen, und der große Schulbus rollte in die Haltebucht.

Als die Ziehharmonikatüren sich keuchend öffneten, hörte Sheridan lärmende Kinderstimmen aus dem Bus dringen und spürte einen Schwall warmer Luft.

»Das war unheimlich«, sagte sie und führte Lucy und April zur Tür.

»Ich hab Angst«, jammerte Lucy und vergrub ihr Gesicht in Sheridans Jacke. »Die Frau hat mir Angst gemacht.«

April hatte sich nicht gerührt. Sheridan zog sie am Arm, drehte sich dann zu ihr um und stellte fest, dass das Mädchen leichenblass war; zitternd und mit aufgerissenen Augen stand sie da. Sheridan zog etwas heftiger, und April erwachte aus ihrer Erstarrung und folgte ihr.

Im Bus setzte sie sich neben Sheridan und nicht neben Lucy. Das hatte es noch nie gegeben. Sie blickte ganz geradeaus auf die Lehne vor sich und zitterte noch immer. Der Busfahrer hatte endlich aufgehört, sich über »diese verflixten Zigeuner und Landstreicher« zu ereifern, die ihn auf der Fahrt in die Stadt die ganze Zeit über aufgehalten hatten.

»Wohin diese Karawane wohl unterwegs ist?«, fragte er, ohne eine Antwort zu erwarten. »Keiner, der noch alle Tassen im Schrank hat, kumpiert mitten in diesem verflixten Winter in unseren Bergen.«

»Ist dir kalt?«, wollte Sheridan wissen. »Du zitterst noch immer.«

April schüttelte den Kopf. Der Bus verließ die Haltebucht. Lange Scheibenwischer, die aus dem Gleichtakt geraten waren, malten Regenbogen auf die Frontscheibe.

»Was ist es dann?«, fragte Sheridan und legte den Arm um ihre Pflegeschwester. April schüttelte den Arm nicht ab, was allein schon ungewöhnlich war. Erst vor kurzem hatte sie begonnen, echte Sympathie zu zeigen und sich nicht länger gegen Gesten der Zuneigung zu sträuben.

»Ich glaub, das war meine Mom«, flüsterte sie und blickte zu Sheridan hoch. »Ich meine die Mom, die weggegangen ist.«

3

Der Sturm zog auf, und Joe war ohne Verstärkung, konnte keinen Funkkontakt zur Außenwelt herstellen und befand sich mit einem toten Bezirksleiter der Bundesforstverwaltung im Twelve Sleep Nationalforst. Als er im Wald neben dem an eine Fichte gehefteten Gardiner stand und Schnee rasch die Spuren tilgte, die zu seinem Pick-up zurückführten, war klar, dass Joe einige Entscheidungen treffen musste, und zwar sofort.

Gerade war er aus dem Waldstück zurückgekehrt, aus dem die Pfeile vermutlich abgeschossen worden waren, und hatte sich vergewissert, dass der Mörder verschwunden war. Es war bereits so viel Schnee gefallen, dass seine Spuren nicht mehr deutlich zu erkennen waren.

Joe blickte in die wirbelnden Flocken hinauf. Was tun? *Natürlich* sollte er einen Tatort eigentlich unverändert lassen.

Plötzlich ging ein Zittern durch Gardiners Leib, und ein frischer Blutschwall lief ihm zwischen den Pfeilen über die Brust. Joe sprang unwillkürlich und mit geweiteten Augen zurück und wagte kaum zu atmen. Dann streifte er einen Handschuh ab und fühlte am Hals nach Gardiners Puls. Erstaunlicherweise war unter der auskühlenden Haut ein schwaches Flattern zu spüren. Joe schüttelte den Kopf. Angesichts der Wunden hatte er nicht einmal erwogen, dass der Mann noch am Leben war.

Joe versuchte, ihm einen Pfeil aus dem Körper zu ziehen, doch die Spitze steckte zu fest im Holz. Als Nächstes versuchte er, das Ende abzubrechen, doch der Schaft war aus Graphit und einfach zu widerstandsfähig. Schließlich schob er die Arme unter Gardiners Achseln, drückte das Gesicht gegen den

blutüberströmten Parka und löste Lamar vom Baum, indem er seinen Körper mühsam über die Pfeile zerrte.

Von Adrenalin und Verzweiflung getrieben, hievte Joe sich den Schwerverletzten über die Schulter, noch immer mit dem Lenkrad am Arm. Unbeholfen drehte er sich um und machte sich auf den anstrengenden Rückweg zu seinem Pick-up. Schnee wehte ihm in die Augen und schmolz zu Rinnsalen, die ihm in den Kragen liefen. Nun erst begriff er, dass es mehr schaden als nützen mochte, Lamar auf diese Art fortzuschaffen, doch er sah keine andere Möglichkeit.

So schwer Joe auch atmete, achtete er dabei doch auf Lebenszeichen von Gardiner. Stattdessen aber hörte er, als er sich durch eine beschattete Schonung schleppte, das Geräusch des Todes. Ein tiefes, flatterndes Röcheln drang aus Gardiners Kehle, und Joe spürte ihn erschlaffen (oder glaubte doch, es zu spüren). Jetzt hatte er keinen Zweifel mehr daran, dass Lamar Gardiner tot war.

Endlich erreichte er die Straße und seinen Pick-up. Der Schnee bedeckte bereits Dach und Motorhaube. Joe lehnte Gardiners Leichnam so würdevoll wie möglich ans Vorderrad, öffnete die Beifahrertür und wollte ihn auf den Sitz heben, doch die Kälte und der Tod hatten Lamars lange Beine erstarren lassen, so dass die Knie sich nicht beugen ließen. Der Leichnam verharrte in der Position, die er über Joes Schulter angenommen hatte. Damit lagen Gardiners gestreckte Arme parallel zu den Beinen; der Kopf war etwas zur Seite geneigt, als wollte er an seiner Achselhöhle riechen.

Für einen kurzen, furchtbaren Moment sah Joe sich von oben, wie er sich mühte, den Leichnam zu beugen oder zu brechen, um ihn ins Führerhaus seines Pick-ups zu bekommen, während dichter Schnee ihn umwirbelte.

Angesichts dieser Vision gab er auf, zog Gardiners Leich-

nam zum Heck des Wagens und öffnete die hintere Klappe. Um Platz zu schaffen, wuchtete er ein noch warmes Wapiti vom Pick-up. Das Tier landete dumpf am Boden. Dann hob er den Toten auf die Ladefläche und legte ihn neben den verbliebenen Kadaver. Gardiners Augen waren aufgerissen, seine Lippen geschürzt.

Joes Muskeln zuckten und schmerzten vor Anstrengung. Aus dem Kragen und vom Kopf dampfte ihm der Schweiß. Er schloss die Heckklappe und deckte den Leichnam, so gut es ging, mit zwei Decken und einem Schlafsack zu. Danach durchsuchte er die Werkzeugkiste auf der Ladefläche, fand einen Bolzenschneider, wünschte, er hätte früher daran gedacht, und trennte die Kette der Handschellen durch. Schließlich schraubte er das Steuer wieder an die Lenksäule, sank völlig erschöpft in den Fahrersitz und ließ den Wagen an.

Als er den oberen Rand der Senke erreichte, war es dunkel. Mit Gardiners Leiche und dem verbliebenen Wapiti fuhr er den Berg hinunter und hielt mehrmals an, um den Straßenverlauf zu erkunden. Auf der Ladefläche mischte sich das Blut Gardiners und das des Tiers mit Schnee und füllte die Blechrillen. Immer wenn er bremste, schwappte rötliche Flüssigkeit unter der Heckklappe hindurch in den Schnee.

Auf der Rückfahrt fragte er sich, wie Mrs. Gardiner es aufgenommen hätte, wenn ihr Mann über Nacht am Baum geblieben wäre. Im Wald lebten Coyoten, Wölfe, Raben, Greifvögel und andere Raubtiere, die die Leiche wohl aufgespürt und sich an ihr gütlich getan hätten. So ist es am besten, dachte er trotz der schaurigen Umstände, unter denen er Gardiner geborgen hatte.

Der Sturm nahm Joe den Blick nach draußen, und er hatte alle Hände voll damit zu tun, auf der Straße zu bleiben. Im Scheinwerferlicht wirkte das Schneetreiben hypnotisierend. Hinter den angeleuchteten Flocken allerdings war nichts zu erkennen. Da es weder Pfähle noch Wegweiser gab, an denen er sich hätte orientieren können, schaltete Joe die Lichter aus, löschte das schwindelerregende Schneefeuwerk und lenkte nach Gefühl. Knisterten Salbeisträucher unter den Reifen, suchte er nach der Straße und sandte stets ein dankbares Gebet zum Himmel, wenn sein Wagen auf den Weg zurückfand.

Normalerweise hätte er in der Ferne die Lichter von Saddlestring im Tal erkennen können, die von hier oben wie Pailletten auf schwarzem Filz wirkten. Doch er sah nicht das Geringste. Dafür hörte er die Soße auf der Ladefläche nun, da es bergab ging, gegen das Führerhaus schwappen.

Seine Lage war so unerträglich wie beängstigend. Nun erst merkte er, dass er noch immer einen blutgetränkten Handschuh trug und seine nackte Hand von geronnenem Blut ganz rot war.

»Hol dich der Teufel, Lamar«, sagte er laut, »hol dich der Teufel!« Maxine blickte teilnahmsvoll zu ihm auf.

Da er inzwischen wieder Funkkontakt haben musste, griff er zum Mikrofon und legte sich die Worte zurecht, mit denen er das, was geschehen war, melden würde.

O.R. »Bud« Barnum – der altgediente Sheriff von Twelve Sleep County, mit dem er schon früher aneinandergeraten war – wurde fuchsteufelswild, als Joe den toten Lamar zum Krankenhaus brachte.

Als Joe rückwärts in die beleuchtete Nische der Notauf-

nahme setzte, trat Barnum durch die Flügeltür aus der hellen Eingangshalle und schleuderte verärgert eine halb gerauchte Zigarette in den Rinnstein. Zwei seiner Hilfssheriffs, Mike Reed und Kyle McLanahan, folgten ihm. McLanahan und Joe kannten sich mittlerweile vier Jahre – seit dem Tag, an dem der Hilfssheriff ihn mit einem leichtsinnigen, schlecht gezielten Schuss aus seiner Schrotflinte verwundet hatte.

»Sagen Sie mal, Jagdaufseher Pickett«, sagte Barnum schleppend, aber mit harter Stimme, »warum sind Sie immer, wenn jemand in meinem Bezirk umgebracht wird, an Ort und Stelle? Und wie sollen wir diesen Mord untersuchen, nachdem Sie den Tatort verwüstet und Lamar mit Ihrem Pick-up hergebracht haben?«

Barnum hatte seine einleitenden Bemerkungen offenbar seinen Hilfssheriffs zuliebe einstudiert.

Joe stieg aus und funkelte Barnum zornig an, dessen alternendes Gesicht im grellen Deckenlicht der Nische noch strenger wirkte, als es ohnehin war. Barnum funkelte zurück, während sich seine tief in den Höhlen liegenden Augen verengten.

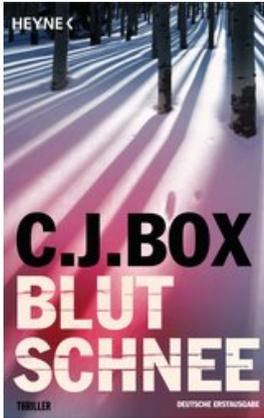
»Als ich ihn fand, lebte er noch«, entgegnete er. »Er starb, als ich ihn zu meinem Pick-up schleppte.«

Barnum knurrte missbilligend; anstatt sich zu entschuldigen, leuchtete er mit seiner Stabtaschenlampe über die Ladefläche des Pick-ups. »Ich sehe bloß ein großes Wapiti«, sagte er, ließ den Strahl dann auf der zugeschnittenen Decke ruhen, langte danach und schlug sie auf.

»Mein Gott, jemand hat ihn niedergemetzelt«, stieß er hervor.

Joe nickte. Im weißen Licht von Barnums Taschenlampe wirkte die klaffende Wunde an Lamars Hals schwarz und brutal.

Hilfssheriff Reed teilte Joe mit, der Gerichtsmediziner



C.J. Box

Blutschnee

Thriller

eBook

ISBN: 978-3-641-06776-2

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2011

Wenn der Jäger zum Gejagten wird

Inmitten eines eisigen Schneesturms kämpft sich Joe Pickett durch die Wälder. Er ist auf der Suche nach dem Jäger Lamar Gardiner – und findet ihn mit durchgeschnittener Kehle und von zwei Pfeilen durchbohrt an einen Baum genagelt. Rasch wird Joe klar: Dieser Fall besitzt politische Brisanz, und seine Gegner sind zu allem entschlossen. Er muss von diesem Berg fliehen, vor dem Sturm und vor dem Mörder, der irgendwo im Dickicht gerade seinen Bogen spannt.